

Bischof Bekkers — ein glaubwürdiger Bischof*

Die Erfüllung der Bitte der „Linzer Quartalschrift“, einen Artikel über Bischof Bekkers zu schreiben, war keineswegs eine leichte Sache. Denn nach meinen Informationen sind die österreichischen und die niederländischen Verhältnisse doch recht verschieden, so daß es schwierig ist, an Bischof Bekkers’ Charakterbild und Wirksamkeit gerade jene Seiten hervorleuchten zu lassen, die für die österreichischen Leser interessant und aktuell erscheinen. Auch ist es eine fast unmögliche Aufgabe, aus der Vielseitigkeit dieses Bischofs in kurzen Strichen ein abgerundetes und konkretes Gesamtbild seiner Persönlichkeit zu formen. Vielleicht gelingt es aber, in bloßem Plauderton, mit der Erzählung verschiedener, dem Leben entnommener Erinnerungen, skizzenhaft in wesentlichen Zügen die Gestalt meines verehrten Vorgängers zu entwerfen.

Von besonderem Format

Wenn in den Niederlanden ein Bischof stirbt, nimmt die Presse als Stimme der Öffentlichkeit gewöhnlich in folgender Weise Stellung: Die Nachricht wird wohl auf der Titelseite placiert, aber die Hauptartikel werden deshalb nicht etwa abgesetzt oder verschoben, auch nicht in katholischen Zeitungen. Man bringt in mäßigem Umfang den Lebenslauf des Bischofs, einige Nachrufe in memoriam, dann folgt der Bericht über die Begräbnisfeierlichkeiten, und damit hat die Presse ihre Schuldigkeit getan. Es ist aus mit der Publicity.

Nicht so aber bei Bischof Bekkers. Die Berichte der Presse über sein Leben, sein Kranksein und sein Sterben sind gesammelt und ergeben einen stattlichen Band, der in verschiedenen Sprachen geschrieben ist. Radio und Fernsehen brachten nicht nur eine vollständige Reportage der Begräbnisfeierlichkeiten, sie ehrten Bekkers Persönlichkeit und Lebensarbeit in eigenen Gedächtnissendungen. Die Königin selber ließ einen Kranz an der Bahre des Verstorbenen niederlegen; aber auch das gewöhnliche Volk, die unsteten Wanderer aus den Wohnwagen, ließen es sich nicht nehmen, Bischof Bekkers ihre Reverenz zu bezeugen. Man benötigte eine halbe Million Totenbilder. An jene Menschenmenge, die in fast endlosen Reihen vom aufgebahrten Bischof Abschied nahm, wurden allein 60.000 Bildchen verteilt. Und heute noch hört man im Rundfunk immer wieder den Namen Bischof Bekkers’. Wer ist denn dieser Bischof, um den ein ganzes Volk trauerte, an dessen Sterben eine ganze Welt Anteil nahm und sein Hinscheiden bedauerte? Daß er ein Mann von außergewöhnlichem Format war, beweisen die „Erinnerungen an Monsignore Bekkers“, die in einer für die Niederlande außerordentlich großen Auflageziffer kurz nach Bekkers Tod abgesetzt wurden. Niemand, am wenigsten der Verfasser selber, dachte daran, daß diese flüchtige, wenn auch treffende Skizze so reißenden Absatz finden würde. Dann folgte einige Monate später eine Biographie, die schon mehr zu bieten vermochte als bloße „Erinnerungen“, die jedoch auch ob der Kürze der Zeit nicht vollständig sein konnte. Ein halbes Jahr darauf erschien ein Buch, das auch das Ausland aufhorchen ließ, mit einer Anzahl von Ansprachen des verewigten Bischofs, denen eine Reihe von Aufsätzen aus den Tagen unmittelbar nach dem Tode vorangestellt war. Sie waren ausnahmslos aus der Feder von Menschen, denen der verstorbene Bischof wohlbekannt und vertraut war. Niemand von ihnen aber hatte dabei die Absicht, eine erschöpfende Darstellung von jenem reichen Leben des Bischofs zu geben. Es war ja auch für eine ausgereifte historische Biographie noch nicht der nötige zeitliche Abstand vorhanden, der für echte Objektivität unerlässlich ist. So ähnlich ergeht es mir auch jetzt noch, wenn ich

* Übersetzung aus dem Holländischen von Karl Loven (Aachen).

ein Lebensbild meines verehrten Vorgängers darbieten soll. Ich fühle mich nicht im Stande, all das zu sagen, was ich sagen möchte und was man sagen sollte.

Freimut und Nächstenliebe

des Bischofs Bekkers haben unauslöschlichen Eindruck hinterlassen und imponieren immer wieder. Ich weiß, daß der Ausdruck „Nächstenliebe“ abgegriffen und oft zur hohen Phrase geworden ist. Für Bischof Bekkers aber war Nächstenliebe eine ganz ernste Sache, die er tagtäglich übte. Und es war ihm eigen, daß er dabei stets in seiner Art das Richtige getroffen hat, er traf ins Schwarze. Und wenn wir schon beim Bild vom Treffen sind, so muß ich sagen, Bekkers riskierte es auch, scharf zu schießen, wenn es sein sollte. Da hatte er keine Angst. Wenn er einmal erkannt hatte, daß es um Wohl und Wehe des Menschen ging, ließ er es hart auf hart gehen. Hatte er nach vielem mühevollen Überlegen und Suchen seinen Weg gefunden, so zog er mutig alle Konsequenzen. So hat er damals in seinen Ansprachen und Fernsehdiskussionen Gedanken ausgesprochen, die so neu, ja so erschreckend neu wirkten, als wäre eine Bombe geplatzt; Wahrheiten und Tatsachen, die erst später von seinen Hörern verstanden wurden. Besonders wenn es um die Nöte der Menschen ging, versuchte er, diesen Nöten an den Leib zu rücken, die geistigen und materiellen Hintergründe zu erforschen und den Notleidenden wirklich zu helfen. Eine der großen geistigen Nöte war und ist heute noch das Problem „Ehe und Kindersegen“. Bekkers hat im März 1963 dazu in einer weltbekannten Rede Stellung bezogen. Im Fernsehen waren damals einige Sendungen über „Geburtenkontrolle“ geplant. Bekkers' scharfer Blick sah sofort die Gefahren, die hier drohten. Er befürchtete, daß wohl hier die Weltanschauung wenig Berücksichtigung finden würde und daß auf der anderen Seite die Sendungen kaum das Niveau einer technischen oder naturwissenschaftlichen Abhandlung überschreiten würden. Daß man sich ohne Zögern nun auch auf katholischer Seite mit dieser Frage befassen müßte, war Bekkers sofort klar. Und darum ging er bereitwillig auf die Idee der Redaktion von Brandpunt ein; d. h. er tat mit Herz und Geist mit bei einer Fernseh-Sendereihe, wobei er seine Ansichten über jenes Problem in der Öffentlichkeit darlegen konnte. Bischof Bekkers kam damals zugute, daß er seit 1940 immer wieder Besinnungstage und Exerzitien für Verheiratete gehalten hat und dabei Eheglück und Ehenot kennengelernt hatte. Damals hatte er vorerst seine Vorträge begonnen mit der Ehe-Enzyklika „Casti connubii“ auf dem Pult, um die Zuhörerschaft für die eine oder andere kirchliche Richtlinie zu gewinnen und sie darauf aufmerksam zu machen. Er versuchte, sie ihnen begreiflich zu machen, dann aber wurde mit der wachsenden Zahl seiner Vorträge und Predigten auch sein Wissen um den tragischen Ernst der Ehenot einerseits tiefer, er gewann aber ebenso immer mehr aus seinen Aussprachen die Erfahrung, wieviel guter Wille bei den Eheleuten da war. Immer mehr wuchs seine Bekümmernis, daß der Priester nichts anderes tun konnte, als bloß offiziell die Eheleute, die ja doch großteils Durchschnittsmenschen sind, hinzuweisen auf eine heldenhafte Meisterung ihrer Ehe und zu sagen, daß das Christentum die heldenmäßige Form des Daseins sei, so wie die Kirche sie eben forderte. Alles gut und schön. Aber Bekkers war der Ansicht, daß mit bloßen Gesetzen und Richtlinien der Dienst des Priesters am Volke Gottes lange noch nicht erfüllt wäre. Es müssen echte und wahre Hilfen geboten werden, nicht nur glasharte und glasklare Moral. Die heilige Mutter Kirche sollte nicht nur Zucht und Ordnung herhalten wollen, sondern aus ihrer Mütterlichkeit heraus echte Hilfe geben. Lange Zeit hat Bekkers mit dieser Materie gerungen, aber dann hat er die Enzyklika „Casti connubii“ ins Archiv gelegt, nicht etwa, weil Unkorrektheiten darinstünden, sondern weil ihm darin etwas zu ermangeln schien: die Sprache der Liebe, die Muttersprache liebenden Verstehens. Die Liebe wurde so zum Zentralanliegen, zum Zentralthema in den Fernsehansprachen Bekkers. Sein liebendes Verständnis für die Not der Eheleute zeigte sich z. B. in folgenden Ausführungen, die

seinen Ansprachen entnommen sind: „Wenn es richtig ist, daß Erfahrungen und Erkenntnisse, Urteile und Ansichten mit zunehmendem Alter wachsen und reifen, so muß man bei vielen Menschen eben von Übergangsstadien sprechen, ja von Entwicklungsstadien, auch nach dem Eintritt in das reife Mannes- und Frauenalter. Sie haben das Leben und seine Probleme noch nicht ganz in den Griff bekommen, sie sind noch auf dem Wege, sie müssen noch immer lernen. Freilich zeigt die Erkenntnis und Praxis von der periodischen Enthaltsamkeit einen gangbaren Weg, eine individuelle Lösung. Für andere aber wiederum bringt diese Methode unüberwindliche Schwierigkeiten mit sich. Das müsse die praktische Moral berücksichtigen. Es gäbe Situationen, in denen ein Mensch einfach unfähig ist, dem Christlichen und dem Menschlichen zugleich Rechnung zu tragen. Kennen wir doch aus dem Munde des Herrn selber das Wort vom ‚willigen Geist‘ und vom ‚schwachen Fleisch‘. Es wäre lieblos, in solchen Fällen menschlichen Versagens immer nur Egoismus und Bequemlichkeit zu erblicken. Die Kirche weiß, daß gut gemeinte Sorge um die Familie und Sorge füreinander die Eheleute gelegentlich auf Wege führt, die sie als Irrwege hinstellt. Sie weiß aber auch, daß der eine etwas zu leisten vermag, wozu der andere eben zu schwach ist. Hier muß im Bemühen und im Versagen, wenn es als solches empfunden wird, doch ein langsames, wenn auch unvollkommenes Streben nach oben, ein Streben zum Licht gesehen werden, eine Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren. Die Kirche selbst hat liebendes Vertrauen in ‚die aufrichtige Liebe‘ und wertet das ehrliche Verantwortungsbewußtsein der Ehegatten, die ihre Hoffnung wiederum auf die Liebe und auf die Kraft des Herrn gesetzt haben.“

Bekkers' Ansprachen zeigten immer wieder auf Gebiet und Grenzen der christlichen Morallehre. Aber immer ward er bestrebt, die übergroße Beachtung, die man bisher in diesen Punkten dem sechsten und neunten Gebot geschenkt hatte, abzubauen und auf das rechte Maß zurückzuführen, ja sie gewissermaßen vergessen zu lassen. Das Echo von Bekkers' Ansprachen und Reden war außerordentlich. Es kam aus allen Windrichtungen und Weltgegenden. Es bestand in begeisterter Anerkennung, aber es gab auch „saure Reaktionen“. Bekkers Worte wurden mißverstanden, falsch ausgelegt, es gab zynische Bemerkungen und primitive Witze, die sein Wirken lahmen legen sollten. Bekkers hielt aber geduldig durch, er war ja auch der Ansicht, daß eine restlose endgültige Lösung dieser Gewissensnöte noch nicht gegeben werden könne, daß aber für den Augenblick das Menschenmögliche an Hilfe aufgezeigt und angeboten werden müsse. Hieher passen die Worte Grossouws: „Man hat hingewiesen auf seine (Bekkers) Menschlichkeit, auf seine Uneigennützigkeit, auf sein Offensein für jeden und für alles, auf seinen geraden Weg und auf seinen Mut. Sein Freimut, seine apostolische und evangelische Parrhesia, seine natürliche, harmlose Aufrichtigkeit in seinen Reden seien es gewesen, die – nach Grossouw – Bekkers so ungemein beliebt gemacht haben. Er sei ein Meister des Wortes gewesen, aber dabei ganz ohne Phrase und literarische Politur.“

Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit

Wir wissen, daß Bekkers ein mutvoller Mensch war und daß er das bei den oben besprochenen Fernsehansprachen bewiesen hat. Es ist aber nicht jedermann's Sache, auf denselben hohen und verantwortungsvollen Posten solchen Mut zu bewahren, aber – um in einer Antithese zu sprechen – andererseits fehlte es auch Bekkers an Mut, z. B. um leere Formalismen zu benützen, sich juristische Spitzfindigkeiten zu eigen zu machen, feige Lebensführung durch bloße Worte zu rechtfertigen, bloß zu theorethisieren ohne einen Seitenblick auf die praktische Brauchbarkeit einer lebensfremden Doktrin, eine Gläubigkeit zur Schau zu tragen, ohne daraus die Konsequenzen zu ziehen.

Er gebraucht nicht gern den Ausdruck „katholische Kirche“ im starren Sinne als die eine wahre Kirche. Freilich war er rechten Glaubens und richtiger Überzeugung, er

glaubte an die Kirche und liebte sie von Herzen, aber nicht als jene abstrakte Definition des Katechismus, die nur eine Kirche kennt, die immer recht hat (im Sinne von rechthaberisch), die alles regelt ohne die Mitarbeit der Glieder. Eine Kirche, die alles höchst weise ordnet und ganz vollkommen ist, die eine Kirche der Sünder nicht zu kennen scheint. Natürlich war Bekkers der Überzeugung, der einen wahren Kirche anzugehören, welche die Lehre Christi am klarsten durch die Zeiten hindurch bewahrt hat. Aber er betont immer wieder, daß er diese Überzeugung vertrete, ohne Stolz und Anmaßung, nicht in einem pharisäischen Sinn: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie die anderen . . .“ Bekkers fragte sich immer wieder: „Wenn wir wirklich die volle Wahrheit besitzen, wie kommt es, daß für Außenstehende diese Wahrheit so schlecht zu erkennen ist?“ Der Grund dafür ist meines Erachtens der Mangel an Wahrhaftigkeit. Die Wahrheit wird bei uns durch Mangel an Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit verschleiert. Bis zu einem gewissen Punkt nahm er das nicht tragisch. Der Herr selbst, so meinte er, hat dieses Risiko gewagt, dadurch, daß er eine Menschenkirche stiftete, also eine Kirche, die bis zu ihrem Ende mangelhaft und unvollkommen sein wird. Wenn es in der Kirche menschliche Vollkommenheit geben sollte, dann wäre nie das Wort gesprochen worden: „Richtet nicht, damit ihr nicht selbst gerichtet werdet!“ Wenn in der Kirche Vollkommenheit an Stelle von Unvollkommenheit die normale Situation wäre, dann hätte der Herr niemals Sünden vergeben, bedenkenlos und selbstverständlich, wie wir das aus den Evangelien ersehen. Die Norm für einen guten Christen, oder für das gute Christsein, war für Bekkers nicht die Vollkommenheit, das „Am-Ziele-Sein“, sondern die Ehrlichkeit und die Wahrhaftigkeit, womit man versuchte, auf den Anruf des Herrn zu antworten. Er anerkannte das menschliche „Recht“, Fehler zu machen und zu fallen; aber er wußte ebenso um die Pflicht, wieder aufzustehen und von neuem zu versuchen. Was für den einen Menschen erreichbar war, das mußte der andere doch nicht unbedingt erreichen können. Hier stoßen wir auf eine Seite von Bekkers Wahrhaftigkeit. Auch er als Bischof wußte um seine Irrtumsfähigkeit und riskierte es, Fehler zu machen und diese auch zuzugeben.

Bekkers selbst hat das, was wir an ihm Mut nennen, als Selbstverständlichkeit empfunden. Mit einer im besten Sinne naiven Unbekümmertheit gab er seiner Meinung über das Erscheinungsbild der Kirche in der Gegenwart Ausdruck. Er scheute sich nicht, im Fernsehen heiße Eisen anzupacken. Was für Außenstehende gewagt und heldisch erschien, war ihm kein Problem, z. B. die Inkardination von zwei Jesuiten in seine Diözese, die den Verdacht wecken hätte können von einem Affront gegen Rom. So etwas machte Bekkers mit seinem Gewissen aus, es war für ihn eine ganz normale Sache, eine Konsequenz seines natürlichen, lauteren und liebenden Charakters. Bei einer Neujahrsveranstaltung wurde Bekkers in seiner Anwesenheit von zwei folkloristischen Darstellern apostrophiert als ein Mann, „der nicht nur über das Gewissen zu reden wage, sondern der auch nach seinem Gewissen handle“. Der Bischof, von dem begeisterten Applaus, der diesen Worten folgte, überrascht, erwiderte nur, „sie fangen an zu begreifen, wie es sein sollte“, womit er haargenau das unterstrichen wollte, was der Applaus meinte: Den Mut, eigenverantwortlich zu denken und zu handeln, ohne sich auf andere auszureden.

Äußeres Auftreten

Bekkers mußte nur immer wieder darüber staunen, daß man sein Benehmen und sein Auftreten als einzigartig fand, es war ihm eine Selbstverständlichkeit. Der gewöhnliche Mann aus dem Volke empfand es so herzerfrischend, wenn er mit einer so hohen Persönlichkeit wie Bekkers reden konnte, ohne viele Konventionen beachten zu müssen und das Protokoll einer verschimmelten Tradition. In Bekkers' Umgangsformen hat sich seine lebendige Überzeugung wie von selbst auf andere übertragen, es war eine richtige „Über-Zeugung“ von Mensch zu Mensch. Bekkers konnte seine Über-

zeugung so gut an den Mann bringen, nicht etwa, weil er ein glänzender Redner gewesen wäre, sondern weil er eben in seinen Worten selbst restlos enthalten war. Ebenso wie in seinen Gesten und in seinem Mienenspiel. Dadurch wurde sein Wort für alle verständlich, wenn es auch rethorisch und sprechtechnisch manches zu wünschen übrig ließ. Das wissen alle, die die dornenvolle Aufgabe hatten, die Tonbandaufnahme einer seiner Vorträge abschreiben zu müssen, ohne seine Gebärden zu sehen, ohne den Anblick seiner persönlichen Erscheinung. Da war ein Nachlesen des Textes von frei gehaltenen Reden, die andere mitgeschrieben hatten, für die Betroffenen ein wahres Kreuz. Zum Glück war das selten, daß Bekkers seine Reden nicht vorerst konzipierte. Jede Ansprache von einiger Bedeutung wurde von ihm mit viel Sorgfalt vorbereitet, und für bedeutend hielt er schnell etwas; denn immer hatte er die Menschen vor Augen, zu denen er sprechen mußte. Darum meinte er: „Ich kann da nicht mit allgemeinem Geschwätz ankommen. Ich komme als Bischof, und da erwarten die Menschen, daß ich ausgerechnet ihnen etwas zu sagen habe...“ Bekkers nahm alle seine Zuhörer ernst, ob es Studenten oder Kaufleute waren, Professoren oder Bauarbeiter, ob Priester oder Polizeibeamte, allen wußte er sich verpflichtet. Bekkers wußte sehr wohl, daß es leicht sei, den Menschen ein erbauendes Wort zu sagen, aber daß es viel wichtiger sei, den rechten Ton zu finden und den Menschen in richtiger Weise zu „treffen“, ihn innerlich zu erfassen und zu packen. Da leistete ihm seine langjährige seelsorgerliche Erfahrung gute Dienste, die er in den verschiedensten Stellungen gesammelt hatte. Er kannte die persönliche Welt des Menschen, wußte in die individuellen Situationen „einzusteigen“, er kannte Lebensstil und Jargon seiner Zuhörer, sein Wirken ging von unten nach oben, nicht gelehrt Doktrin von oben, sondern anpacken, erfassen des Menschen von unten, um ihn nach oben zu führen. Selten sprach er von seiner oder mit seiner bischöflichen Autorität, die zur Gefolgschaft zwang. Lieber stellte er seine Ansicht zur Diskussion, um zu hören, was Wissen und Weisheit anderer zur Klärung beitragen konnten.

Kritik am Bischof

Auch die Kritik hat sich an der Persönlichkeit Bekkers' versucht und sie nicht geschont. Sie behauptete, daß Bekkers keine eigene Meinung gehabt habe, daß er sein Ohr allzu bereitwillig nur einer Gruppe „fortschrittlicher Berater“ geliehen habe. Diese hätten es verstanden, ihn zum Sprachrohr ihrer eigenen Neuerungen zu machen. Den Dialog habe Bekkers deswegen so eifrig gesucht, weil er selber zuwenig geistig überragend gewesen sei. Es wäre vielleicht ein guter Pfarrer geworden, aber für einen Bischof hätten ihm die Führerqualitäten gefehlt. Und sein Reden über die Liebe und Menschlichkeit sei nur ein Gunsthaschen in der Öffentlichkeit gewesen, deren Sympathien er sich auf solche Weise gesichert habe. Man legte ihm auch übel aus, daß kein Tag verging, wo er nicht in einer Zeitung erwähnt oder irgendwo ein Bild von ihm gebracht wurde. Wenn Bekkers aber im Foto gezeigt wurde mit einem Kind auf dem Arm in einer Stadtrandsiedlung, so war das nicht Pose, sondern Natürlichkeit, Ausdruck einer Haltung, die er als Ältester von 13 Kindern schon früh gelernt und nie vergessen hatte. Man muß Bekkers erlebt haben, mitten in einer Gegend, wo Asoziale wohnten. Da gibt es ein Bild, wo zwei schmutzige Kinderhändchen in den Händen des Bischofs ruhen, das eine von einem Knaben, der ruhig weiterlutscht an einer zerquetschten Apfelsine, das andere von einem Mädchen mit tropfender Nase, das den Bischof mit einem häßlichen Hühnerfuß schrecken wollte. Dann finden wir Bekkers wiederum in einer nach Lysol stinkenden Baracke eines Gefängnisses, wo er mit den Häftlingen ins Gespräch kommt. Dann gibt es einen Empfang von Eltern mit schwererziehbaren Kindern, dann eine Begegnung mit Alkoholikern. Bei Hunderten von solchen Anlässen konnte jeder mit eigenen Augen — ohne Presse und Fotografen — feststellen, wie natürlich und selbstverständlich der Bischof war, daß er immer er selbst blieb. Bei

seinem letzten Aufreten im Fernsehen hatte man ihn gefragt: „Sie sind viel in der Öffentlichkeit, im Radio, im Fernsehen, in den Zeitungen und Illustrierten, sind Sie eitel?“ Bekkers erwiderte: „Wenn Sie Bischof werden – ich bin es seit neun Jahren –, dann bekommen Sie den feierlichen Auftrag zur Verkündigung. Nun, diesen Auftrag erfülle ich gerne und werde versuchen, das so gut wie möglich zu tun. Als ich dann Gelegenheit erhielt, mit Hilfe von Radio und Fernsehen zu predigen, dachte ich: von der Kanzel aus habe ich die Möglichkeit zu 500 bis 600 Menschen zu sprechen, aber über den Bildschirm werden es Millionen mehr sein. Wenn ich nun ehrlich versuche, mit Menschen zusammenzukommen, dann lassen Sie mich doch das über Radio und Fernsehen tun, wo ich Millionen erreichen kann. Natürlich habe ich meine Fehler, ich bin sicher, daß ich dann und wann auch eitel und eingebildet bin, so wie das alle Menschen mehr oder weniger sind. Aber ich suche die Publicity nicht um ihrer selbst willen, sondern, um mich an viele Menschen wenden zu können, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen, um ihnen zu begegnen, ohne Rücksicht auf Religion und Glaubensbekenntnis. Ich begreife es, daß es Menschen gibt, die an mir Anzeichen von Eitelkeit zu entdecken glauben. In einem solchen Augenblick denke ich nur: andere Menschen haben andere Fehler; warum sollte ich nicht auch Fehler haben und trotzdem vor die Öffentlichkeit treten?“

Betreffs des Riesenechos, das er in der Öffentlichkeit fand, fügte er hinzu, daß dies für ihn von Nutzen sei, weil er daraus einen besseren Blick bekäme für die Welt von heute und morgen und weil er dadurch besser den Weg finden könne, den er zu gehen habe. Der Bischof hat übrigens die Massenmedien nicht von sich aus von selber aufgesucht, sondern sie suchten in gewissem Sinne den Bischof; dieser hat die Möglichkeit, auf solche Weise den Menschen nahe zu sein, gerne angenommen und nicht als „regierender Bischof“ in einer unfruchtbaren Distanz von ihnen residieren wollen. Nach Bekkers Tod erst wurde allgemein erkannt und anerkannt, wie richtig hier der Weg dieses Bischofs gewesen ist.

Freund der Wissenschaft

Wenn es auch unsinnig erscheint, daß Bekkers sich dazu hergegeben habe, gedankenlos und bedenkenlos das aufzunehmen, was „Fortschrittliche“ ihm zugeflüstert haben, so war er sich doch immer bewußt, daß der Mensch niemals auslernt und daß ihm als Bischof kein Stein aus der Krone fällt, wenn er sich zeitweise auch wieder als Schüler, als Lernender fühlt. Viele Gelehrte konnten ihn unter ihren Hörern erblicken, und er hat Hunderte von Bleistiften verbraucht und viele Notizbücher vollgeschrieben, wenn er den Vorträgen anderer lauschte. Bekkers war ein sehr kritischer Zuhörer. Sein Generalvikar schrieb einmal: „Für Bekkers war die Wissenschaft nicht einfach eine Göttin, der man anbetend zu Füßen liegt, Bekkers nahm die Gelehrten ernst und forderte von ihnen auch das Letzte. Er nahm jede Gelegenheit wahr, um gegebenenfalls die Herren mit der nackten Wirklichkeit zu konfrontieren und am realen Leben zu korrigieren, wenn sie sich in bloße Abstraktionen zu verlieren begannen und ins Blaue hinein theoretisierten. Die Theologie Bekkers wies immer wieder darauf hin, daß es sehr notwendig sei, wissenschaftliche, theologische Betriebsamkeit aufzufüllen und inspirieren zu lassen von dem gläubigen Denken einfacher Menschen. Wenige nur wissen davon, daß viele Fachwissenschaftler dem Bischof in aller Stille die Hand drückten, weil er sie zu tieferem Nachdenken veranlaßt hat, weil er ihnen für ihre Forschung Richtung und Wege gewiesen hat, weil er ihnen Vertrauen schenkte und die Freiheit der Wissenschaft achtete, weil er nötigenfalls seinen schützenden Arm über sie ausstreckte und ihnen den Rücken deckte. Die Theologie des Bischofs hatte unter jenen Männern ehrliche Anhänger. Auch Grossouw bestätigt dies, wenn er schreibt: „Er hatte großen Respekt vor der Wissenschaft, aber er hatte keine Angst vor ihr. Seine Natürlichkeit ließ ihn nicht bange werden vor ihr. Er hatte überhaupt vor

nichts Angst . . ." Es war ihm nicht gegeben, sich wissenschaftlich zu betätigen, und ich möchte auch nicht behaupten, daß er darüber traurig gewesen wäre. Er hatte deswegen keine Ressentiments oder Minderwertigkeitskomplexe, und es hielt ihn dieser Umstand nicht davon ab, am „Tage der Universität“ eine herzerfreuende Predigt oder eine Rede von wahrhaft akademischem Niveau zu halten . . . Darüber hinaus machte er sich die Ergebnisse der Wissenschaft zunutze, wo immer er konnte. Lesung wissenschaftlicher Werke und wissenschaftliche Betätigung waren nicht seine starken Seiten, aber zuhören, das konnte der wortgewaltige und wortgewandte Mann wie kaum ein anderer. Zuhorchen, Auffassen, sich das Neue aneignen, um es dann auf seine individuelle Art und in der geeigneten Form weiterzugeben an die anderen . . . Darum schreibt E. Kleine (der Autor von „Holland-Kirche contra Rom?“): „Er nahm das, was andere ihm gaben, dankbar an, fügte aber dann sein Eigenstes hinzu. Dadurch wurde aus dem Wissen der Fachgelehrten mehr, nämlich ein echter Bekkers, der dem Volk so gründlich ‚aufs Maul geschaut‘ hatte, daß er es diesem plausibel machen konnte, was es niemals begriffen hätte, wenn es ihm vom Professor X oder Y vorgesetzt worden wäre. In des Wortes weitestem Sinn eignete er sich die Erkenntnisse anderer an, um sie mit viel Eigenwert aus seiner eigenen Gläubigkeit und aus seiner Erfahrung aufzuladen, daß sie entzündendes Gemisch wurden.“

Bischof des Dialogs

wurde Bekkers genannt, weil er die Kunst verstand, intensiv zuzuhören; daß er dabei auch manche Lücken in seinem Wissen ausfüllen wollte, würde Bekkers nie dementiert haben. Aber den Dialog hielt er für wichtig, besonders deshalb, weil er überzeugt war, daß man bei der Vielfalt und Kompliziertheit der Erfordernisse der Gegenwart nicht mit einem „Ein-Mann-Wagen“ arbeiten kann.

„Die Kirche gibt öffentlich zu“, sagte er, „daß nicht alle Fragen gelöst werden können in dem Moment, in dem sie gestellt werden. Und was tut ein Mensch, der in seinem Leben vor neue Entscheidungen gestellt ist? Er läßt sich, wie man so zu sagen pflegt, von anderen ‚ein Licht anzünden‘. Das religiöse Gespräch scheint der Mensch unserer Zeit so nötig zu haben, daß er ohne es nicht in Wahrheit Christ sein kann . . . Er muß sich bereichern können mit den Gedanken und Meinungen Gleichgesinnter, in der Erkenntnis, daß die Methode, ‚allein seine Böhnen schälen zu wollen‘, zum Mißerfolg verurteilt ist.“ Bekkers führte Gespräche ab mit zuständigen Fachleuten, weil er der Überzeugung war, daß er seine bischöfliche Autorität nur dann sinnvoll einsetzen könne, wenn hinter seinen Anweisungen und Entscheidungen auch das Wissen der Fachleute stehe. Und dieses Wissen mußte in enger Verbindung stehen mit dem pulsierenden Leben, auch mit dem Wissen darum, was in Kirche und Welt gärt und wächst. So sehen wir, daß Bekkers den Dialog nicht nur gewertet hat als eine Information von unten nach oben, sondern auch als eine neue Art der Seelsorge, als eine neue Art des Schenkens und Beschenktwerdens untereinander, als eine Bereicherung des Miteinanderseins. Deshalb lud er die Priester seines Bistums zusammen zu kollegialem Gespräch, nicht nur über ihr Amt und über ihre Aufgabe, sondern auch über sich selbst. Er brachte die Priester zum Dialog mit Laien und Ordensleuten, er sorgte dafür, daß die Laien miteinander sprachen, besonders auch mit den so-nannten „Randgläubigen“ und mit denen, die überhaupt den Glauben verloren hatten. Auch die Christen anderer Kirchen wurden dabei oft eingeladen, am Gespräch teilzunehmen. Und wenn heute die Pastoralsynode der niederländischen Kirchenprovinz zu einem guten Teil aufbauen kann auf den Ergebnissen von Überlegungen der Spezialisten und einer breiten Schicht des Kirchenvolkes, so ist das nicht zum geringsten Teil ein Verdienst Bischof Bekkers'. Er war es ja, der die Gesprächsgruppenarbeit mit größter Intensität betrieben und gefördert hat.

Praktische Frömmigkeit

Das Vorhergehende läßt bei aller Unvollständigkeit schon erkennen, welche Persönlichkeit Bischof Bekkers war. Sein Charakterbild kann noch mit einer Reihe von Beispielen vervollständigt werden. Ich denke hier z. B. daran, daß er kollegiale und kordiale Verbindungen brauchte, daß er ganz normale und selbstverständliche Geselligkeit suchte. Ich muß hier auch hinweisen auf eine nicht geringe Bauernschläue, die ihn, im Zusammenhang mit seiner großen versammlungstechnischen Erfahrung, zu einem gefürchteten Taktiker machen konnte. Aber die Krönung dieses Menschenbildes ist zweifellos seine Frömmigkeit. Er war wirklich ein frommer Priester, aber ein Priester ohne „Kerzenglauben“. Die Bitte, zusammen mit einer bestimmten Gruppe von Menschen die Heilige Eucharistie zu feiern, erfüllte er, wenn es nur irgendwie möglich war, und er feierte die heilige Messe mit Ergriffenheit und ohne Routine, als wäre es seine erste heilige Messe. „So versuche ich es immer wieder von neuem“, sagte er. Zur Teilnahme an einer Prozession oder Wallfahrt ließ er sich nur dann bewegen, wenn er die Möglichkeit sah, aus einer solchen Veranstaltung etwas werden zu lassen, das Bedeutung besaß für das normale, praktische Leben eines Christen. Nicht der Mythos, nicht der Glanz, nicht die Gewohnheit, nicht die Berechnung (ich gebe Gott, damit er mir gibt), sondern der Ansporn für das tägliche Leben eines praktischen Christen zählte bei ihm; wenn diese Aussicht bestand, machte er mit. Mancher Kranke und viele Eltern von schwererziehbaren Kindern können bestätigen, was Wallfahrten für sie bedeutet haben, wenn Bischof Bekkers sie mitmachte und gestaltete.

Volks-Bischof

Man hat mich gefragt, welche Eigenschaften den Bischof beim Volk so sehr beliebt gemacht haben. Sie sind im Bisherigen schon enthalten. Seine Beliebtheit hatte andere Gründe als die der „Fan-Clubs“ oder der „Supporters“. Man trifft in den Niederlanden kaum Menschen, denen der Diözesanbischof gleichgültig ist oder die sich um ihn nicht kümmern. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Bekkers einen natürlichen Charme besaß, eine leichte und selbstverständliche Art des Umganges mit anderen, eine angenehme Stimme, kurzum, daß er eine Reihe von Qualitäten hatte, die bei den Menschen „ankommen“. Aber derartige Menschen gibt es viele, bei Bekkers ging das „Ankommen“ oder die Beliebtheit noch weit darüber hinaus. Es schwang die Erinnerung und Überzeugung mit: Was Bekkers sagt, das meint er auch, ja er verkörpert das, was er von uns verlangt, zu sein. Der Mann der Straße sagte kurz und kräftig: „Bekkers? Das ist einer von uns!“ Und das bedeutet: Bekkers hat trennende Schranken abgebaut, das Volk wußte: Er will nicht in einem „Elfenbeinturm“ leben, er versteht uns, er nimmt uns für voll, er übt sein Amt nicht aus über uns, sondern für uns. Er redet nicht um unsere Probleme herum, und wir wissen sehr wohl, daß er sie nicht alle lösen kann, aber er tut, was er kann, und er hilft uns bis an die Grenze seines Wissens und seines Könnens. Er gibt sich so, wie er ist. Wir haben den Eindruck: Jeder von uns kennt ihn persönlich. Er hat in seiner Amtsführung „den rechten Augenblick“ weder vertändelt noch verschlafen und hat sich nicht hinter seiner Würde verschanzt. Er war einfach Mensch unter Menschen, ohne sich viel um die Würde seines Amtes zu kümmern; er hatte den Mut, Fehler zu machen und dies auch zuzugeben.

Vater seiner Priester

Ich muß noch etwas hinzufügen über das Verhältnis Bischof Bekkers' zu seinen Priestern. Von Anfang an hat er die Kollegialität gefördert. Fast alle zwei Jahre (das Vatikanische Konzil hatte in den letzten Jahren den Rhythmus unterbrochen) reiste er durch das ganze Bistum, um im jeweiligen Dekanat Priesterversammlungen abzuhalten. Es handelte sich dabei jedesmal um 20 Versammlungen, von denen jede von Mittag bis zum späten Abend dauerte. Jeder konnte hier frei reden. Beim erstenmal gelang es nicht ganz so wie gewünscht; der Mut, in Anwesenheit von „Violett“

rundheraus zu sagen, was man auf dem Herzen hatte, war gehemmt. Wenn auch nicht durch die Angst, das Gesagte könnte später gegen den Sprecher ausgespielt werden, so doch durch die Neuheit und Ungewöhntheit der Aussprachen. Aber dieser timor reverentialis war bald verschwunden. Bei den Zusammenkünften besprach der Bischof nicht nur eine Menge pastoraler Fragen, sondern er führte und formte bei diesen Gelegenheiten auch seine Priester. Es waren vielfach keine neuen Dinge, die er zu verkünden hatte, sie waren oft nur vom Staub der Jahrhunderte bedeckt. „Der Priester bleibt Mensch unter Menschen, ein Glaubender unter Gläubigen. So wie die Menschen, denen er das Wort verkündigen und das Brot brechen darf, braucht er selbst Verkündigung, bedarf er selber des Brotes, soll er sich bewußt sein, daß er selber auch der Erlösung bedarf . . . Die Kirche muß ihre Gestalt, ihre gottesdienstlichen Formen der Zeit anpassen, sonst wird sie immer zu spät kommen und vor verschlossenen Türen stehen; sonst wird sie sich immer in der Rolle der Verteidigung befinden. Daß in diesem Zusammenhang der Begriff Kirche vor allem in eins gesetzt wird mit der Organisation, also mit dem Klerus, ist wohl klar. Denn wenn sich auch das gläubige Volk der Schuldfrage nicht ganz entziehen kann, so sind es doch zuerst die Vorgesetzten, die Führung, an die Fragen gestellt werden. Wie ohnmächtig ist doch der Priester, wenn er nicht fähig ist zu einem Dialog, weil die Sprache der Kirche so verschieden ist von der Sprache der Welt, weil der Priester keine Ahnung hat vom heutigen Menschen, weil er immer noch der Ansicht ist, daß er an Stelle von konkreten Menschen es mit ‚Seelen‘ zu tun hat! Die ganze priesterliche Tätigkeit muß in einer unbesiegbaren Liebe zu den Mitmenschen begründet sein. Als ‚zweiter Christus‘ – in vertikaler Linie zum Vater – kann er die Liebe zu Gott nur predigen, wenn er die Liebe zum Mitmenschen predigt. Und diese Predigt wird nur dann ankommen, wenn sie zugleich Zeugnis ist, wenn sie Offenbarung ist der eigenen Überzeugung, wenn sie Offenbarung ist der eigenen Erfahrung und des eigenen Handelns . . . Der Priester sollte kein Heldentum predigen, das er nicht selber oder nur mit größter Anstrengung verwirklichen kann. Die Liebe verlangt, daß man ‚Mitmensch‘ bleibe und mitmenschlich fühle und nicht sofort mit Erklärungen aufwarte und mit abrupten Entscheidungen. Es ist zu einfach, im Unglück, Widerwärtigkeit und in Trübsal auf das Kreuz zu verweisen und Gottes strafende Hand anzudrohen für Laster und Sünden . . . Wir brauchen den priesterlichen Menschen und den menschlichen Priester, der den Mut hat, auch einmal kleingläubig zu werden mit den anderen und solidarisch zu werden im Zweifel, unsicher in den Problemen, bescheiden als Ratgeber; der selbst, nicht mit dem Hinweis auf Gesetzesparagraphen, ein Stück Verantwortung zu übernehmen wagt für Entscheidungen, die konkrete Menschen in konkreten Schwierigkeiten vor ihrem Gewissen zu verantworten haben.“ Der Bischof hielt für seine Priester ein gewisses theologisches Wissen für notwendig, aber er war auch überzeugt, daß der Priester mit der üblichen theologischen Schulung, die er im Priesterseminar erhält, nur wenig erreichen wird. Er meinte, der Priester könne in der praktischen Seelsorge gerade auf jene Wissenschaften nicht verzichten, die den Menschen betreffen. Er meinte, das Theologisieren, ohne diese Wissenschaften zu berücksichtigen, sei steril, ja unmöglich. Er hat dann auch den Ansatz geliefert zu einer radikalen Erneuerung der Priestererziehung, aber die Auswirkungen in der Praxis sollte er nicht mehr erleben.

*

Vieles von dem, was Bischof Bekkers tat oder sagte, ist inzwischen zur Selbstverständlichkeit geworden. Ja manches scheint schon wieder altmodisch und überholt. Unsere Zeit ist schnellebig, sie wird die Erinnerung an diesen großen Bischof zweifellos verblassen lassen, außer, man bleibt sich der Umstände bewußt, unter denen er sein Amt auszuüben begonnen hat. Wer sich dieser Situation bewußt wird, der wird in Bekkers – so wie Schillebeeckx es ausdrückte – einen Großmeister des geistlichen Lebens

erblicken. Er wird sich die Frage stellen, wie ein so schlichter Seelsorger (der Bischof Bekkers in Wirklichkeit war) einen solch gewaltigen Einfluß ausüben hat können, der weit über die Grenzen seines eigenen Bistums, ja seiner eigenen Kirche hinausreichte. Die Antwort auf diese Frage wird, so glaube ich, nie restlos gegeben werden. Ich habe das zu Anfang schon gesagt. Und warum wohl? Weil Bischof Bekkers ohne Zweifel eine charismatische Persönlichkeit war, ein Mensch also, der von Gott auf besondere Weise befähigt wurde, enorm viel zu bedeuten für den geistlichen Fortschritt anderer. Eine Persönlichkeit, auf die Gott in besonderer Weise seine Hand gelegt hat, ein Charakter, der sich jedem menschlichen Nachsinnen und jeder psychologischen Analyse entzieht. Er war ein fidelis servus, quem constituit dominus super familiam suam, ut det illi cibum in tempore suo! Richtige Speise zur rechten Zeit – das war Bischof Bekkers!

Oswald Loretz

Illusionen nachkonziliarer Ekklesiologie?

Exegetische Überlegungen zu dem neuen Buch „Die Kirche“ von H. Küng

Karl Rahner stellt in seinem Beitrag „Grundsätzliche Überlegungen zur Anthropologie und Protologie im Rahmen der Theologie“¹ höchst beachtenswerte Überlegungen zur gegenwärtigen Situation der katholischen Theologie an. Er meint, die Tendenz in der evangelischen Theologie und darüber hinaus zur „Entmythologisierung“ lebe doch von einem ernsten Anliegen und ziele bei allem Voreiligen und Unannehbaren auf eine Theologie, die es in Zukunft geben müsse, solle das alte, bleibende Evangelium glaubwürdig genug verkündet werden können. Man möge zum Teil mit Recht sagen, daß die Theologie der Entmythologisierung eine Neuauflage des alten Liberalismus und Rationalismus in der Theologie sei. Aber wir hätten doch kaum die echten Anliegen und Sorgen dieser rationalistisch liberalen Theologie bei uns genügend aufgearbeitet. Der Mensch von heute empfinde zahllose Aussagen in der Theologie als Mythologeme, die er im Ernst nicht mehr glauben zu können meine. Dies sei im letzten natürlich falsch. Aber dieser Eindruck habe doch seine wahren Ursachen, die subjektiv nicht nur im Ungenügen der Erkenntnis und im Fehlen des Willens zum Glaubensgehorsam und objektiv nicht nur im Geheimnischarakter der Glaubenswahrheit und -wirklichkeit gelegen seien. Zumal dann nicht, wenn wir an die theologischen Formulierungen dächten, so wie sie faktisch das Ohr des Menschen von heute erreichten und von ihm fast zwangsläufig verstanden würden. Nachdem K. Rahner an einigen Beispielen die bestehenden Klagen aufgezeigt hat, kommt er zu folgendem Ergebnis: „All diese Schwierigkeiten des heutigen Menschen können auf eine gemeinsame formale Struktur zurückgeführt werden: die theologischen Aussagen werden nicht so formuliert, daß der Mensch erkennen kann, wie das in ihnen Gemeinte mit dem Selbstverständnis zusammenhängt, das sich in seiner Erfahrung bezeugt.“ Damit sucht Karl Rahner die Tatsache zu umschreiben, daß zwischen der modernen Welt- und Daseinserfahrung und der Theologie und deren Sprache eine große Kluft besteht.

Was der Theologe andeutet, sieht vom Blickpunkt des Mediziners in einem konkreten und bedeutsamen Fall folgendermaßen aus: „Viele unserer Schlüsselbegriffe sind im letzten Menschenalter fast unbrauchbar geworden. Sie wurden ausgehöhlt durch demagogischen Mißbrauch und den allgemeinen Sprachzerfall – Erscheinungen des Wandels der Welt-

¹ Mysterium Salutis. Grundriß heilsgeschichtlicher Dogmatik. Bd. II, Einsiedeln 1967, 411 ff.